

Steffen Schulze
Pepe S. Fuchs - Feldjäger

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-199-3

Copyright © 2016 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.

Umschlagbild: © 2015 Bundeswehr/Neumann;

mbpicture-Fotolia.com

www.principal.de

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Steffen Schulze

**Pepe S. Fuchs
Feldjäger**



PRINCIPAL VERLAG

Der Autor STEFFEN SCHULZE wurde 1975 in Finsterwalde/Niederlausitz geboren und arbeitet in einem weltweit agierenden Unternehmen.

Ehrenamtlich engagiert er sich für die Deutsche-Lebens-Rettungs-Gesellschaft (DLRG). Er ist mit der besten Ehefrau von allen verheiratet und lebt in der Wartburgstadt Eisenach. Neben dem Rettungsschwimmen ist das Schreiben seine große Leidenschaft.

Vielen Dank an die beste Ehefrau von allen
und an das Team des Principal Verlags

1.

Vor sieben Monaten

Der Baum traf den Wagen des Bundespräsidenten direkt hinter der Frontscheibe wie die Faust eines Riesen. Die Federung des gepanzerten Audis schlug bis auf den Straßenbelag durch. Das Auto kam abrupt zum Stehen und bog sich in der Mitte durch. Glas splitterte, der hintere Wagenteil wurde brutal in die Höhe gerissen, bevor er wieder zu Boden krachte. Metall verformte sich protestierend. Selbst die starke Panzerung des A8 war der Gewalt der dreihundert Jahre alten Eiche nicht gewachsen. Das Dach auf der Fahrerseite wurde bis hinunter zum Lenkrad zusammengestaucht wie eine trotz Dosenpfand zerknüllte Bierbüchse. Nur bestand die Limousine nicht aus Weißblech, sondern aus einem Komposit aus Panzerstahl, Aramidgewebe, Keramik, Aluminium und Glas. Den Angriff eines über fünfzig Tonnen schweren Laubbaumes hatten die Konstrukteure anscheinend nicht vorhergesehen.

Weißer Qualm schoss zischend unter der verbeulten Motorhaube hervor und verschlechterte die ohnehin schon bescheidenen Sichtverhältnisse noch weiter. Der böige Wind hatte sich mittlerweile zu einem ausgewachsenen Sturm entwickelt. Er fauchte ohrenbetäubend durch den Wald heran. Bäume rechts und links der kurvigen Straße hoch zur Wartburg wurden wie Grashalme in der Hand eines bockigen Kindes hin und her geworfen. Dicke, schwarze Gewitterwolken rollten auf Eisenach zu und umschlossen düster und drohend die Burg, die stolz über der Stadt thronte. Erste Regentropfen trommelten auf die Unfallstelle und verdampften wütend auf heißem Metall.

Obwohl keine zehn Sekunden vergangen waren, kam es Oberfeldwebel Pepe S. Fuchs wie eine Ewigkeit vor. Er bremsste mit voller Kraft, riss die schwere BMW R 1200 RT nach rechts. Das Antiblockiersystem seines Motorrades ratterte auf Hochtouren. Trotzdem verlor das Hinterrad auf dem

schmierigen Mix aus gefallen Blättern, Schlamm und Regenwasser den Halt und rutschte seitlich weg. Die BMW schlug krachend auf die Straße. Pepe rollte sich schnellstmöglich ab und das Motorrad schlitterte funkenschlagend und führerlos über das Kopfsteinpflaster. Schließlich stoppte die Baumkrone der umgestürzten Eiche den Vorwärtsdrang.

»Scheiße!«, fluchte Pepe in seinen Helm und rappelte sich sofort wieder auf. Schwer atmend riss er das Visier auf. Dann prüfte er vorsichtig die Funktion von Armen und Beinen. Nichts kaputt. Ein leichtes Stechen im linken Brustkorb. Die Rippen. Nicht schlimm. Die Schmerzen im rechten Oberschenkel begleiteten ihn seit seiner Verwundung in Chahar Darreh sowieso ständig und erinnerten ihn daran, dass er damals wirklich Glück gehabt hatte. Pepe hätte beinahe sein Bein verloren, drei Kameraden dagegen kamen ums Leben.

Nach der blitzschnellen Selbstdiagnose galt seine volle Aufmerksamkeit nun der gepanzerten Limousine. Pepe war direkt neben der Beifahrertür auf die Beine gekommen. Dort saß die Gewitterziege von Protokollführerin. Sie kotzte gerade auf ihr Chanel-Kleid. Kein Wunder. Der schwere Baum hatte den Kopf des Fahrers zwischen Fahrzeugdach und Armaturenbrett wie eine reife Melone aufplatzen lassen. Da konnte einem schon übel werden. Unglücklicherweise hatte Oberfeldwebel Pepe S. Fuchs in Afghanistan weit Schlimmeres gesehen. Und wenn die Umstände nicht so beschissen gewesen wären, hätte er mit Sicherheit nicht wenig Schadenfreude über die missliche Lage der Beifahrerin empfunden. Schließlich hatte er als Feldjägerstreifenführer der Gewitterziege mehr als eindringlich geraten, den Besuch der Wartburg zu verschieben. Die Unwetterwarnung des Deutschen Wetterdienstes war eindeutig gewesen: schwere Gewitter mit Sturmböen und Spitzengeschwindigkeiten von bis zu einhundertundzwanzig Stundenkilometern, begleitet von Hagel und Starkregen. Und die Experten hatten dieses Mal tatsächlich recht behalten. Kein Wetter, bei dem man einen Waldspaziergang machte. Nicht mal in einem gepanzerten Fahrzeug.

Pepe überließ die Ziege ihrem Elend. Sein Hauptaugenmerk galt zuerst dem Bundespräsidenten und dann seinem kubanischen Gast. Raúl Castro hatte in letzter Sekunde einen Stellvertreter geschickt. Buchstäblich in letzter Sekunde. Das deutsche Empfangskomitee hatte erst davon erfahren, als sich die Flugzeugtüren der Iljuschin IL-96 auf dem Erfurter Flughafen öffneten und Manuel Lopez-Marquez anstelle des Bruders des berühmten Fidel Castro ausstieg. Die Gewitterziege hatte in aller Eile gegoogelt, mit wem sie es da jetzt eigentlich zu tun hatten. Staatssekretär für Wirtschaftsfragen. Keine weiteren Hintergrundinformationen verfügbar. Kometenhafter Aufstieg in der kubanischen Regierung, der mit der Annäherung an die Vereinigten Staaten von Amerika begonnen hatte. Die Bildersuche hatte einen groß gewachsenen, breitschultrigen Mann mit verruchtem Dreitagebart und viel Gel in unglaublich schwarzen Haaren offenbart, der auch auf den Laufstegen dieser Welt nicht deplatziert gewirkt hätte. Ein Don Juan wie aus dem Bilderbuch.

Trotzdem war es natürlich zu spät, das Prozedere an den weniger wichtigen Gast anzupassen. Und genau darauf hatten die schlaunen Kubaner spekuliert. Nach der Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zu den USA hofften viele auf gute Geschäfte mit dem hungrigen Land. Das große Honig-ums-Maul-Schmierer hatte begonnen.

Pepe stellte sich auf Zehenspitzen, um über das Fahrzeugdach zur anderen Seite zu schauen. Mit seinen knapp 1,60 m entsprach er nicht gerade dem Idealbild eines deutschen Soldaten. Und ohne seine verdienstvolle Vergangenheit in der Bundeswehr hätte er es so, und vor allem mit dreißig Jahren auf dem Buckel, auch nicht zu den Feldjägern geschafft.

Drüben kämpfte Martin Honecker, nach eigener Aussage weder verwandt noch verschwägert mit dem ehemaligen Staatsratsvorsitzenden der DDR, mit der Fondtür. Er hatte den Helm abgenommen. Seine für den Militärdienst eigentlich etwas zu langen Haaren standen wild nach allen Seiten vom Kopf ab, wie nach einem Stromstoß.

»Bist du okay?«, schrie Pepe hinüber.

Der Sturm und der immer stärker werdende Regen verschluckte seine Worte. Keine Reaktion.

Pepe griff zur Türklinke auf seiner Seite. Hinter der dicken Scheibe nestelte der Bundespräsident an seinem Gurt. Es schien ihm so weit gut zu gehen. Pepe schaute sich um. Noch ein Baum stürzte auf die Fahrbahn. Direkt hinter ihnen. Sie waren abgeschnitten. Die vordere Eiche trennte sie von den drei Vorausmotorrädern, die Fichte hinter dem Audi von den zwei übrigen Begleitfahrzeugen.

Die vereinzelt Regentropfen wurden erst zu einem leichten Schauer und dann zu einem ausgewachsenen Guss. Innerhalb von Sekunden suchte sich das eiskalte Wasser einen Weg durch Pepes Lederkombi bis hinab in die Stiefel. Die angekündigten Sturmböen mischten lose Blätter, kleine Zweige und schließlich massive Äste unter den Regenvorhang. Pepe hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten.

Der Bundespräsident hatte sich inzwischen von seinem Gurt befreit und warf sich mit aller Kraft gegen die Tür. Sie klemmte. Pepe zog von außen. Sein Blick wanderte zurück zum hinteren Baum. Er hatte das erste Verfolgerfahrzeug knapp verfehlt, trotzdem aber effektiv vom Bundes-Audi abgetrennt und blockierte die schmale Straße komplett. Nur undeutlich erkennbare Männer begannen, auf die andere Seite zu klettern. Verstärkung! Endlich! Die Passagiertür war jetzt ein Spalt offen. Der Baum war nicht entwurzelt. Kein hochstehender Wurzelballen. Er war gefällt worden! Die helle Schnittfläche hob sich in dem grauen Regendunst deutlich genug von der Umgebung ab. Die Erkenntnis traf Pepe wie ein Blitzschlag. Sofort stemmte er sich gegen die Audi-Tür und drückte sie wieder zu. Auf der gegenüberliegenden Seite war Martin plötzlich von den Männern umringt. Die Verstärkung war eingetroffen. Ein Schuss fiel. Blut spritzte bis zu Pepe hinüber. Fast ohne Verzögerung ging er in die Knie und griff zu seiner Dienstwaffe. Die Walther P1 war keine Pistole, die man in einer solchen Situation bevorzugt wählen würde, gehörte aber zur Ausrüstung im protokolla-

rischen Dienst und war am Ende besser, als mit Steinen werfen zu müssen. Acht Patronen im Magazin, eine im Lauf. Pepe hatte vier Männer auf den ersten Blick ausgemacht. Der Helm musste runter. Einhändig löste er den Kinnriemen und streifte den weißen Integralhelm ab. Adrenalin durchzischte seinen Körper. Er spürte nicht den kalten Regen auf seiner Glatze, auch nicht den Sturm und schon gar nicht die Angst. Aber er bekam kaum Luft. Bevor er einatmen konnte, schien ihm der Orkan den Sauerstoff außer Reichweite zu blasen.

Pepe legte sich flach auf den Boden und spähte unter dem Audi hindurch. Die Hinterradfederung hatte sich letztendlich erfolgreich gegen das Gewicht der Eiche gestemmt und gab den Blick auf die Gegenseite frei. Pepe schaute direkt in die weit aufgerissenen Augen seines Kameraden und Freundes. Sie hatten Martin einen Genickschuss verpasst. Das hellrote Blut war selbst unter den miserablen Sichtverhältnissen gut zu erkennen. Alles andere wurde vom Leichnam verdeckt. Pepe rappelte sich auf und hockte sich schwer atmend mit dem Rücken an die Autotür und schloss die Augen. Bilder, Lärm und Gestank des Hinterhaltes nahe Kunduz lähmten ihn, die Erinnerungen drohten ihn zu übermannen, die Schmerzen im rechten Bein ihn zu zerreißen. Pepe umklammerte den Pistolengriff mit beiden Händen, presste den kalten Lauf gegen seine Stirn. Er schmeckte Blut.

Martin tot. Sie kannten sich zwar erst seit gut sechs Jahren, aber die Zeit in Afghanistan hatte sie fest zusammengeschweißt. Martin war Pepes einziger, richtiger Freund. Bei dem Gedanken an Martins Frau Trixi und die Drillinge pressen sich Tränen zwischen seine zusammengekniffenen Augen hindurch. Sie liefen die Wangen hinunter, trafen auf seine Lippen. Der salzige Geschmack holte Pepe zurück in die Gegenwart.

Er sprang auf und postierte sich mit vorgehaltener Waffe hinter dem Kofferraum. Im selben Moment liefen vier mit schwarzen Sturmhauben unkenntlich gemachte Männer unbeeindruckt an ihm vorbei. Zwei hatten den kubanischen Regierungsvertreter an den Armen gepackt. Sie hatten ihm

einen Sack über den Kopf gezogen. ›Wir lieben Lebensmittel!‹ war darauf zu lesen. Der hintere Angreifer hielt dem Kubaner eine Pistole ins Genick. Der Mörder!

»Halt! Stehen bleiben, oder ich schieße!«, brüllte Pepe.

Die P1 war entsichert, sein Finger hart am Abzug. Die Schweine hatten Martin auf dem Gewissen. Er sollte sie abknallen. Acht Patronen im Magazin, eine im Lauf. Auf diese Entfernung mehr als genug, selbst für die P1. Was interessierte ihn der Kubaner. In Kunduz war kein Gedanke an etwaige Zivilopfer verschwendet worden. Dort ging es um das nackte Überleben.

Der Anführer der Gruppe zuckte nur mit den Schultern, blieb stehen und winkte den anderen, weiterzugehen. Er musste an die zwei Meter groß sein, denn er überragte Pepe um fast zwei Köpfe. Der zielte mit seiner P1 direkt auf die Brust des Riesen. Der Entführer war unbewaffnet und starrte mit schwarzen, kalten Augen auf Pepe hinunter. Seine Arme hatte er locker vor dem Bauch verschränkt. Regen und Sturm schienen ihm nichts auszumachen. Die Naturgewalten machten einen Bogen um ihn wie das Tour-de-France-Peloton um eine Verkehrsinsel.

Seine Männer waren mittlerweile mit ihrem Gefangenen einen Wanderweg bergab verschwunden. Der Riese warf einen letzten Blick auf Pepe und auf dessen Pistole, seine schwarzen Augen blitzten kurz amüsiert auf, dann drehte er sich wortlos um und verschwand.

Pepe ließ die Waffe sinken und stand wie versteinert da.

»Was war denn das, verdammte Scheiße?«, fragte er sich und fing erst wieder an zu funktionieren, als der Bundespräsident die Autotür erneut aufstieß und mit blutverschmierem Gesicht aus dem Wagen stolperte.

»Um Himmels willen, was geht denn hier vor sich?«, fragte er. Und trotz der angespannten Situation behielt er die Ruhe und seine bedächtige Pastorenstimme.

»Entführung«, informierte ihn Pepe knapp. »Sind Sie unverletzt?«

»Was?«

»Sie bluten!«, schrie Pepe gegen den immer heftiger tobenden Sturm an.

Der Bundespräsident fasste sich mit der rechten Hand ins Gesicht, ertastete die Flüssigkeit, die sich langsam mit Regenwasser vermischte. Dann starrte er auf den roten Film auf seinen Fingern.

»Das gehört Ihrem Kameraden«, antwortete der Bundespräsident langsam und griff mitfühlend nach Pepes Hand.

Der riss sich sofort los, als hätte er einen elektrischen Schlag bekommen. »Bitte setzen Sie sich in den Wagen.«

Mit sanfter Gewalt schob Pepe den Bundespräsidenten zurück in den Audi und schlug die Tür zu. Ein kurzer Blick zur Gewitterziege bestätigte, dass diese für kein Geld der Welt aussteigen würde, selbst wenn sie die verkeilte Tür aufbekommen würde. Schnell umrundete Pepe den Audi und schlug die offen stehende Tür des Kubaners zu, über seinen toten Kameraden hinweg. Endlich erreichten die drei Vorausfeldjäger die Überfallstelle. Seit dem ersten Baumfall waren keine zwei Minuten vergangen.

»Erikson und Müller. Sie sichern den Wagen! Sennhenn, Aufklärung nach hinten! Ich nehme die Verfolgung auf«, kommandierte Pepe knapp.

Da seine BMW hoffnungslos in der Eichenbaumkrone verkeilt war, stieg er auf Martins Motorrad, das ordnungsgemäß auf dem Seitenständer hinter dem Audi parkte. Röhrend sprang der große Boxermotor an. Mit durchdrehendem Hinterrad wendete Pepe auf der Stelle und beschleunigte auf den abzweigenden Wanderweg zu, in den die Entführer verschwunden waren. Die BMW machte einen weiten Satz und setzte schlingend auf dem schlammigen Pfad auf, über den sich nun auch mehrere Rinnsale den Weg ins Tal suchten. Auf den Fußrasten stehend und mit zusammengekniffenen Augen, da sein Helm unter dem Audi lag, raste Pepe mit auskeilendem Hinterrad den Entführern hinterher. Schon nach wenigen Minuten schloss er zu einem Quad auf. Das Vierrad jagte in halbsprecherischer Geschwindigkeit den steilen Weg hinunter. Die Besatzung hatte ihn noch nicht ent-

deckt. Was nun? Überholen und zum Anhalten zwingen? Keine Chance. Der Pfad war eigentlich für das 4-Personen-Quad allein schon zu schmal. Laufend touchierte der Fahrer Bäume und Sträucher an den Seiten. Die Pistole ziehen und die Angreifer von ihrem Gefährt schießen? Ebenfalls unmöglich. Selbst wenn er an die P1 gekommen wäre, könnte er sein Motorrad niemals mit einer Hand die Crosspiste entlang steuern. Also dran bleiben. Irgendwo endete der Weg und auf offener Straße war die BMW dem Vierrad deutlich überlegen. Bevor Pepe diesen Gedanken zu Ende geführt hatte, kam das Quad mit blockierenden Rädern zu stehen. Pepe zog den Bremshebel erschrocken voll durch. Trotzdem raste er weiter auf das Quad zu, riss den Lenker herum und konzentrierte sich auf die schmale Lücke zwischen dem Vierrad und einer meterdicken Fichte. Er schaffte es um Haaresbreite nicht. Der massive Sturzbügel, der die quer zur Fahrtrichtung stehenden Zylinder im Falle eines Falles schützen sollte, verhakte sich im linken Quadhinterrad. Das Motorrad schleuderte herum. Pepe wurde nach vorn katapultiert und krachte mit dem Kehlkopf gegen die hochgezogene Verkleidungsscheibe der R 1200 RT. Der Schmerz war unerträglich und er löste einen, nach Meinung seines Therapeuten aktuell nicht mehr möglichen, unkontrollierten Wutausbruch aus. Pepe zog seine Pistole und schoss die acht Kugeln aus dem Magazin und die eine aus dem Lauf dem flüchtenden Quad hinterher. Dann verlor er das Bewusstsein.

* * *

Drei Tage später hatte Pepe immer noch Mühe zu sprechen. Eigentlich sollte er gar nicht reden, nur inhalieren, um seinem lädierten Kehlkopf Linderung zu verschaffen. Aber dieser Besuch musste sein. Pepe parkte die BMW vor dem Reihenhaus der Honeckers im Norden von Erfurt. Er hatte sein Moped zurück. Bis auf ein paar Kratzer hatte die Maschine den Überfall ganz gut überstanden. Das konnte man von

Oberfeldwebel Fuchs nicht behaupten. Und erst recht nicht von Martin Honecker. Und jetzt würde er gleich Trixi gegenüberstehen, der Witwe. Pepe nahm den Helm ab und stellte ihn auf die Sitzbank. Ihn fröstelte. Seit dem Sturm waren die Temperaturen deutlich in den Keller gegangen. Für das kommende Wochenende war sogar schon Schnee in den höheren Lagen angekündigt worden. Trotzdem streifte Pepe die Handschuhe ab und öffnete den Reißverschluss der Lederjacke. Mehrfach war er durchgegangen, was er sagen, wie er sein Mitleid ausdrücken wollte. Doch jetzt, so kurz davor, kam ihm jegliches Wort fehl am Platze vor. Gut, dass er auf die Blumen verzichtet hatte. Mit Beinen schwer wie Bleischlich er schließlich auf die Haustür zu. Ein großes, buntes ›Herzlich willkommen‹ klebte auf dem Briefkasten. Pepe hatte einen Kloß im Hals. Das hier war schlimmer als eine nächtliche Patrouille im Kunduz-Gebiet. Im Vorfeld hatte er sich versucht vorzustellen, wie es Trixi wohl gehen mochte. Er kannte sie recht gut. Martins Frau war stark. Musste sie auch sein, da sie die sechsjährigen Drillinge Lina, Lea und Lisa fast allein großzog, da Martin oft tagelang im Einsatz war. Von apathisch über schockstarr bis wütend war praktisch alles möglich. Bevor Pepe auf den Klingelknopf drücken konnte, flog die Haustür auf. Verheult und betrunken war das schlimmste Szenario, und genau das traf Pepe an. Trixi hatte rot geweinte Augen. Der Mascara hinter ihrer großen Brille war verschmiert und ließ ihre Augenhöhlen noch dunkler in das weiße Gesicht versunken erscheinen. Außerdem hatte sie eine fast leere Rotweinflasche am Hals gepackt in der rechten Hand. Mit der anderen umklammerte sie die Haustürklinke. Ihre kurzen, schwarzen Haare klebten strähnig an ihrem Kopf. Sie war barfuß und trug eins von Martins Hemden, aus dem ihre nackten, schlanken Beine hervorragten. Es sah nicht so aus, als ob sie viel darunter anhatte.

»Hallo, Trixi«, begann Pepe leise und war sich nicht sicher, ob er sie umarmen sollte. Er machte einen Schritt auf

sie zu, breitete die Arme aus, ließ sie aber sofort wieder sinken.

»Hallo, 1677!«, antwortete Trixi glucksend. »Schöööööön dich zu sehen. Komm doch rein.«

Pepe zuckte zusammen. Seinen Spitznamen hatte er seit Langem nicht mehr gehört und gehofft, dass das auch so blieb.

Trixi riss an der Tür, sodass sie heftig gegen den massiven Stopper schlug und die schmale Scheibe in der Mitte bedrohlich klirrte.

»Tritt ein, bring Glück herein«, lallte Trixi Honecker und machte mit einem zu groß geratenen Ausfallschritt Platz.

»Ich kann gern ein andermal wiederkommen, wenn es dir besser geht«, sagte Pepe und blieb im Türrahmen stehen.

»Besser? Besser?«, japste Trixi.

Sie schoss auf Pepe zu und packte ihn mit beiden Händen am Jackenkragen. Die Weinflasche fiel auf den Boden und zersprang in tausend Stücke. Der Rotwein auf den weißen Fliesen sah genauso aus wie Martins Blut auf den Händen des Bundespräsidenten.

Sie waren fast gleich groß. Er konnte Trixis Weinatem riechen. Sie zog sich fest an ihn. Pepe spürte ihre vollen Brüste an seinem Oberkörper. »Besser? Mir wird es nie mehr besser gehen!«, schrie sie und fing an zu weinen. Sie vergrub ihren Kopf an Pepes Brust. Unbeholfen legte er eine Hand auf ihren Rücken und streichelte sie sanft. Gleichzeitig versuchte er, sie weiter in den Flur zu schieben, um die Tür schließen zu können. Die Nachbarn brauchten nicht noch mehr zu sehen.

»Wo sind die drei kleinen Schweinchen?«, fragte er leise. Die Drillingsbezeichnung hatte Martin eingeführt.

»Bei Oma«, nuschelte Trixi. »Über Nacht«, fügte sie hinzu und hob ihren Kopf. »Bleibst du bei mir?«

»Ich, äh, das ist, na ja, keine gute Idee«, stammelte Pepe und versuchte, sich von ihr zu lösen.

Sie stapften mitten durch die Rotweinscherbenpfütze.

»Komm schon. Dann können wir mal sehen, ob sie dich

zu Recht 1677 nennen«, fuhr Trixi fort und begann, selbst die wenigen geschlossenen Knöpfe ihres Hemdes zu öffnen. Nein, sehr viel trug sie wirklich nicht darunter.

»Soll ich dir einen Kaffee machen?«, fragte Pepe und schob sie bis ins Wohnzimmer.

Trixi plumpste auf die Couch, fiel zur Seite um und ehe Pepe bei ihr war, um zu verhindern, dass sie auf den Boden rutschte, war sie eingeschlafen.

* * *

»Pepe! Pepe! Wach auf!«

Langsam öffnete Oberfeldwebel Pepe S. Fuchs die Augen. Er musste mehrfach blinzeln, bis er ein scharfes Bild bekam. Es war dunkel im Wohnzimmer. Der Deckenfluter in der Ecke schaffte es nicht, den gesamten Raum zu beleuchten. Wie spät mochte es wohl sein? Er setzte sich im Sessel auf und schüttelte den Kopf. Dann erst konzentrierte er sich auf Trixi.

»Ja?«

»Was ist passiert?«, fragte sie, jetzt mit einem hochgeschlossenen Bademantel bekleidet.

»Was meinst du?«

»Ich habe einen totalen Filmriss. Kann mich gar nicht erinnern, dass du hergekommen bist. Und ich war praktisch nackt.«

»Okay. Na ja, du warst ziemlich hinüber.«

»Ich glaube mein Kopf platzt.«

»Hast du Tabletten im Haus?«

»Nein.«

»Warte.«

Pepe stand auf und holte seine Motorradjacke von der Garderobe. Da er regelmäßig von unverhofften Schmerzattacken in seinem vernarbten Oberschenkel heimgesucht wurde, hatte er immer einen Vorrat Aspirin dabei. Trixi nahm die Schachtel und verschwand in der Küche. Pepe setzte sich wieder in den Sessel und rieb sich über die Oberarme,

die dicker als so mancher Schenkel waren. Dabei verbrachte er nicht viel Zeit im Fitnessstudio. Jedenfalls nicht mehr.

Nachdem Trixi auf dem Sofa zusammengeklappt war, hatte er sie zugedeckt, die Sauerei im Flur bereinigt und die zweite leere Weinflasche entsorgt. Anschließend hatte er es sich im Sessel für die Nacht bequem gemacht. Das wenigste, das er für die Witwe seines besten Freundes im Moment tun konnte, war aufzupassen, dass sie ihren Rausch gut überstand.

Trixi kam zurück und setzte sich auf die Couch. Sie starrte auf den Teppich vor sich und wischte mit dem Fuß an einem imaginären Fleck herum.

»Pepe, es ist so schwer!«, sagte sie leise ohne aufzusehen.

»Ich weiß«, antwortete er langsam.

»Brauchst du was? Geld?«, fragte er. Dabei war ihm nicht einmal klar, wie er eine größere Summe beschaffen sollte, falls sie wirklich Ja sagte. Pepe war praktisch pleite. Notfalls würde er einen Kredit aufnehmen. Aber die Bundeswehr unterstützte bestimmt die Hinterbliebenen eines im Kampf gefallenen Soldaten. War Martin das? Im Kampf gefallen? Bisher hatte sich Pepe noch nie Gedanken in der Richtung gemacht. Vielleicht hatte Martin ja eine Lebensversicherung abgeschlossen. Mit einer Familie machte das sicher mehr als Sinn. Bei Pepe stand das anders. Er hatte so gut wie keine Verwandten mehr.

»Geld«, lachte Trixi kurz auf und erlöste Pepe aus seiner Grübelei, »Geld haben wir mehr als genug. Wir brauchen Martin. Die drei kleinen Schweinchen vermissen ihren Vater. Und ich auch.«

Pepe wartete auf einen erneuten Tränenausbruch, doch der blieb diesmal aus.

»Weißt du irgendetwas über die Hintergründe? Ging es um Lösegeld? Ist der Kubaner wieder frei und hat man die Entführer geschnappt?«, fragte Trixi stattdessen gefasst.

»Nein, leider. Wir wissen absolut gar nichts.«

2.

Jetzt

Das kleine Boot hatte sie auf der kurzen Überfahrt ordentlich durchgeschüttelt. Simone Rukka hatte sie trotzdem genossen. Die frische Luft war eine echte Wohltat nach der langen Zeit in dem stickigen Flugzeug. Ihre langen, roten Haare hatten im Wind geflattert, genauso wie ihre locker geknöpfte, weiße Leinenbluse, die ihren roten BH nur unvollständig verbarg. Ihren knielangen, hellblauen Faltenrock hatte es des Öfteren unzünftig hochgeweht. Dem kleinen Steueremann und seinem Schiffsjungen waren fast die Augen aus dem Kopf gefallen. Sollten die nur glotzen. Solange sie ihre ungewaschenen Finger bei sich behielten, war die Welt in Ordnung. Natürlich gab es in Mittelamerika einen ausgeprägten Machismo. Aber wenn man den Männern nur selbstbewusst genug gegenübertrat, kniffen die sofort ihre Schwänze ein, buchstäblich. Das hatte Simone in ihrem studentischen Austauschjahr an der Universität von Havanna vor nunmehr fast zehn Jahren als Erstes gelernt.

Sie wusste, dass sie gut aussah, und nicht nur, weil sie lange, rote, gelockte Haare und kecke Sommersprossen besaß. Wenn sich die Gelegenheit bot, zog sie ungeniert Vorteile daraus. Warum auch nicht. Es war ja schließlich nicht ihre Schuld, dass ihr in der Pubertät perfekte Brüste gewachsen waren und man das Gleiche über ihren Hintern sagen konnte. Nur dass das so blieb, mit Ende zwanzig, das war schon ihrer eisernen Selbstdisziplin zuzuschreiben. Gesunde, abwechslungsreiche Ernährung, Alkohol nur in Maßen und Liegestütze. Jeden Morgen fünfzig Stück. Und nicht die für Mädchen, mit aufgesetzten Knien, nein, Männerliegestütze. Das Ergebnis waren ein flacher Bauch und schön definierte Schultern.

* * *

Die Überfahrt hatte fast eine Stunde gedauert. Und die ganze Zeit hatte Simone fasziniert auf das Meer und die langsam größer werdende Insel vor ihnen gestarrt. Es war einfach unglaublich. Solch eine Farbe war in keinem Prospekt der Welt zu vermitteln. Dazu die Sonne, der salzige Geruch nach Ozean und der Duft von Palmen und exotischen Früchten.

Sie hatte versucht, sich vorab über Cayo Onda im Internet zu informieren. Außer einer kurzen Meldung, dass das kleine karibische Inselparadies das erste kubanische Eiland in Privatbesitz war, hatte sich nicht viel in Erfahrung bringen lassen. Erst vor einem halben Jahr hatte eine nicht näher benannte Person die Insel übernommen. Im Grunde war es ein Jammer, dass mit der Öffnung nach Westen jetzt anscheinend auch dem ungehemmten Kapitalismus Tür und Tor geöffnet wurde. Simone war nach der Wende in der ehemaligen DDR geboren und hatte so den real existierenden Sozialismus in Ostdeutschland nicht selbst erlebt. Den Erzählungen ihrer Eltern nach schien nicht alles schlecht gewesen zu sein, vor allem, was den Zusammenhalt der Menschen untereinander betraf. Diesen hatte sie in ihrem Jahr an der Universität von Havanna zu spüren bekommen. Eigentlich fehlte es überall an allem und doch wurde das wenige gern geteilt.

Also keine offiziellen Informationen über die Insel. Selbst die Satellitenbilder auf Google Maps waren blockiert und zeigten nur einen verschwommenen Fleck etwa 20 Kilometer von der kubanischen Hauptinsel entfernt. Ihr ehemaliger Professor in Havanna hatte ihr das Eiland hingegen als den Garten Eden beschrieben. Über den Anlass der Einladung hatte er sich in unbefriedigendes Schweigen gehüllt. Ihr Expertenwissen war gefragt. Und da sie nicht nur als ausgewiesene Koryphäe mit internationalem Ruf, trotz ihres zarten Alters, galt, sondern zudem perfekt Spanisch sprach, war ihr Name ganz oben auf der kurzen Liste von Leuten, die hier helfen konnten. Die Schmeichelei alleine hätte Simone natürlich noch nicht in die Karibik gelockt. Auch nicht die Aussicht auf Sonne, Meer und Strand. Vor allem, wenn sie

an ihre Studentenzeit in Havanna und ihren Mentor dachte. Obwohl das Jahr nun schon fast eine Dekade zurücklag, plagte sie oft ein unangenehm im Hinterkopf pochendes, schlechtes Gewissen. Aber wenn es den Professor nicht störte, er sogar eigens nach ihr fragte, sollte es ihr recht sein. Und dann noch die Menge an Bargeld, die im Gespräch war. Alles zusammen hatte Simone Urlaub nehmen lassen. Im Moment war an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena eh vorlesungsfreie Zeit. Und das Projekt, an dem sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin der Biologisch-Pharmazeutischen Fakultät gearbeitet hatte, war aufgrund von Geldmangel eingestellt worden. Somit keine Verpflichtungen. Auch nicht von privater Seite. Ihre letzte Beziehung war erst vor Kurzem sehr unschön zu Bruch gegangen. Ein wenig örtliche Distanz konnte daher in dieser Richtung im Moment nicht schaden. Also auf in das in schillernden Farben beschriebene Paradies.

Doch das bezaubernde Bild, das Simone sich in den buntesten Farben im Kopf ausgemalt hatte, änderte sich schlagartig, als sie Cayo Onda erreicht hatten. Das ehemalige Inselparadies war von einer Katastrophe biblischen Ausmaßes heimgesucht worden und genau deswegen war Simone Rukka nach Kuba gereist. Cayo Onda war kahl. Nicht ein grünes Blatt sog gierig die unbarmherzig vom Himmel brennenden Sonnenstrahlen auf. Die vormals als Rasenflächen erkennbaren Areale waren nicht verdorrt und braun gefärbt, sie waren schlichtweg nicht vorhanden. Staubiger Sandboden, so weit das Auge reichte, bis auf die die Insel dominierende Bergkette hinauf. Eine schwarze, neu aussehende Teerstraße führte von einer prächtigen, weißen Villa weg in die Berge, vorbei an einem sich träge drehenden, modernen, weiß glänzenden Windrad. Sie hob sich deutlich von dem hellbraunen Staub und den blattlosen Bäumen und Sträuchern ab. Und es war still. Totenstill.

* * *

Der Steuermann brachte das kleine Boot schaukelnd, aber routiniert, längsseits der verwaisten, jedoch neu aussehenden Betonhafenmauer zum Halten. Der klapperdürre Schiffsjungen-Teenager mit unglaublich verfilzten Haaren sprang geschickt an Land und machte das Tau an einem frisch gestrichenen Poller fest. Mit flinken Fingern vertäute er das Boot und reichte Simone galant die Hand, wobei er gleichzeitig und ausgiebig ihr Dekolleté bewunderte.

Ansonsten wirkte der kleine Hafen, der malerisch in die Bucht eingebettet worden war, wie ausgestorben. Er wurde von der steinernen, zweistöckigen, frisch renovierten Villa dominiert, in deren Schatten sich mehrere windschiefe Holzhütten duckten. An einigen standen nicht minder wacklig erscheinende Bambusgerüste. Ansätze von Renovierungsarbeiten.

Das kristallklare, türkisfarbene Wasser des Meeres schlug träge gegen die Kaimauer und machte die einzigen Geräusche in der gespenstischen Umgebung. Außer dem Teenager und dem Bootschauffeur war keine Menschenseele zu sehen. Nicht einmal ein Hund, Huhn oder Hase. Und da es neben den kahlen, blattlosen Palmenstümpfen keine Vegetation zu geben schien, die den Blick versperren konnte, war die Insel wohl wirklich verlassen. Es war heiß wie in einem Hochofen und genauso hell. Keine Wolke am Himmel. Simone kramte ihre Sonnenbrille aus ihrer untypisch kleinen Lederhandtasche, schüttelte die langen lockigen Haare zurück und setzte sie auf. Dann holte sie ein Flugzeug-Erfrischungstuch hervor, riss mit den Zähnen die Verpackung auf und wischte sich ausgiebig kleine Schweißperlen von der Stirn, dem Gesicht, dem Nacken und schließlich auch von ihrem Brustansatz.

»Wo sind die denn alle?«, fragte sie nebenbei in perfektem Spanisch.

»Alle weg. Die Ernte ist hin. Die Leute waren am verhungern. Nur die Wissenschaftler sind noch da. Auf der anderen Seite der Insel«, erwiderte der Teenie und folgte fasziniert dem Lauf des Erfrischungstuches über Simones Körper.

»Weigerst du dich, mein Volk zu lassen, siehe, so will ich morgen Heuschrecken kommen lassen an allen Orten, dass sie das Land bedecken, also dass man das Land nicht sehen könne; und sie sollen fressen, was euch übrig und errettet ist vor dem Hagel, und sollen alle grünenden Bäume fressen auf dem Felde und sollen erfüllen dein Haus, aller deiner Knechte Häuser und aller Ägypter Häuser, desgleichen nicht gesehen haben deine Väter und deiner Väter Väter, seitdem sie auf Erden gewesen bis auf diesen Tag«, intonierte plötzlich eine unsichtbare Stimme hinter einem Ölfassversteck hervor.

»Wie bitte?«

»Zweites Buch Mose, Kapitel zehn«, ergänzte der Teenager und nahm Simones Rollkoffer vom Steuermann entgegen.

»Ich weiß, die achte Plage.«

In ihrer Spezialisierungsrichtung kam man irgendwann unweigerlich mit der Bibel in Kontakt.

»Sie werden im Oficina erwartet«, ließ der Junge ungeduldig vernehmen und schleifte den großen Koffer über den staubigen Sandboden in Richtung Villa.

Das Wassertaxi hatte in der Zwischenzeit wieder ohne ihn abgelegt und Simone beschlich kurz ein ungutes Gefühl. Nun war sie buchstäblich von der Außenwelt abgeschnitten. Es lag kein weiteres Schiff im Hafen und eine Landebahn für Flugzeuge gab es hier höchstwahrscheinlich auch nicht.

Simone seufzte und schaute einen Moment dem flüchtenden Boot hinterher, bevor sie ihrem jungen Führer folgte.

Hinter den rostenden Ölfässern erhob sich eine zerlumpte Gestalt und murmelte: »Da sprach der Herr zu Mose: Recke deine Hand über Ägyptenland, dass Heuschrecken auf Ägyptenland kommen und fressen alles Kraut im Lande auf samt allem dem, was der Hagel übrig gelassen hat. Mose reckte seinen Stab über Ägyptenland; und der Herr trieb einen Ostwind ins Land den ganzen Tag und die ganze Nacht; und des Morgens führte der Ostwind die Heuschrecken her. Und sie kamen über das ganze Ägyptenland und

ließen sich nieder an allen Orten in Ägypten, so sehr viel, dass zuvor desgleichen nie gewesen ist, noch hinfort sein wird. Denn sie bedeckten das Land und verfinsterten es. Und sie fraßen alles Kraut im Lande auf und alle Früchte auf den Bäumen, die der Hagel übrig gelassen hatte, und ließen nichts Grünes übrig an den Bäumen und am Kraut auf dem Felde in ganz Ägyptenland.«

Als der Alte geendet hatte, schnitt er sich mit einem rostigen Küchenmesser selbst die Gurgel durch und fiel von der Kaimauer blutend ins Meer. Zwanzig Minuten später hatten Haie nur einen angefressenen Lederstiefel als Erinnerung zurückgelassen.

* * *

Mit schnellen Schritten hatte Simone zu ihrem Führer aufgeschlossen, der sich redlich mit ihrem schweren Koffer abmühte. Die kleinen Räder drehten sich in dem weichen Untergrund kaum und hinterließen tiefe Spuren im Staub.

»Warst du dabei?«, fragte sie ihn und wischte sich noch immer mit dem mittlerweile recht trockenen Feuchttuch im Gesicht herum.

»Dios mio, nein!«, wehrte der Teenager erschrocken ab, bekreuzigte sich und beschleunigte seine Schritte. Bis er stolperte und der Länge nach hinfiel.

»Ach du Scheiße!«, entfuhr es Simone.

Schnell war sie bei dem Jungen und reichte ihm ihre Hand, um ihm wieder auf die Beine zu helfen. Doch der schlug sie unwirsch aus, griff sich mit schmerzverzerrtem Gesicht in die Hosentasche. Er klaubte den Koffer auf und schloss mit zitternden Fingern eine Klettverschluss tasche, die sich bei dem Sturz geöffnet hatte. Dann lief er weiter auf das Oficina – das Büro – zu. Der Junge war sichtlich erleichtert, als sie den Schatten der Villa erreicht hatten. Bevor Simone eine weitere Frage stellen oder sich wenigstens bedanken konnte, ließ er den Rollkoffer am Fuß der breit geschwungenen Treppe stehen und rannte davon. Simone schaute ihm verdutzt